

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 7

Artikel: Die Brüder der Flamme [Fortsetzung]

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634536>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 7
XVII. Jahrgang
1927

Bern
12. Februar
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bräuer, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Pestalozzi. Zum 100. Todestage (17. Febr. 1927).

Von Ernst Oser.

Als Christus einst auf Erden ging
Und sich der Leidenden erbarmte,
Als seinen Schritt am Weg umging
So mancher Sünder und Verarmte,

Und als das Volk am Bergeshang
Ergriffen seinem Worte lauschte,
Das ihm wie eine Botschaft klang,
Die aus des Himmels Wolken rauschte,

Da ward es licht mit einemmal,
Denn seiner Liebe Gnadenonne
Durchdrang mit ihrem hellen Strahl
Die Welt und streute Heil und Wonne.

Es steht gefügt aus Stein und Erz,
Zu Stans und Iferten*) geschaffen.
Noch glänzt dein Auge, flammt dein Herz,
Wie eines Helden Wehr und Waffen!

So viele folgten seinem Ruf,
Befreit vom Taumel aller Zeiten,
Und was des Dulders Kreuz erschuf,
Vermochte Tausende zu leiten.

Des Meisters Jünger warst auch du!
Dein Leben war ein Allerbarmen.
Nie kam dein Tagewerk zur Ruh',
Es galt den Waisen und den Armen.

Und ob es dir gebrach an Brot,
Nie murertest du. Des Herzens Wille
Ward dir zur Tat, blieb dir Gebot,
Dass er der Andern Nöte stille!

Wie madtest du die Kinder reich!
Wie hingen sie an deinem Munde!
Dem größten Meister wardst du gleich,
Sein Geist lag deinem Wort zu Grunde.

Und sank dein Abend oft so schwer,
Dein Morgen neu sein Licht entsachte,
Wenn aus den Augen um dich her
Die Sonne deiner Güte lachte.

So war dein Wirken gottgeweiht!
Dein Name geht durch alle Welten.
Zu deinem Bild schaut unsre Zeit,
An dem sich Tausende erhellt.

Dein Land, dein Volk, sie bringen heut'
Den Dank dir dar für deine Lehren.
So Tag um Tag, der uns erneut,
Soll deine Liebe segnend mehren!

*) Oberdon.

Die Brüder der Flamme.

Roman von Alfred Fankhauser.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 7

Glanzmann spürte bei solchen Worten die unverstandene Not im Herzen nagen, er fand keine neue Antwort, aber jedesmal, wenn Marianne gesuchten, sah er von ihr weg ins Leere oder irrte mit den Augen auf zum letzten verschwimmenden Horizont, als komme von dorther, aus dem leichten sommerlichen Dunst, ein Unbekanntes, ein Erlösendes, das sie und ihn aus den harten Bitternissen herausreißen würde. —

Aber sein Weib, das gewohnt war, auf alle Bewegungen seiner Hände zu achten und jeden seiner Blicke zu deuten, begann ihn um so mehr zu hassen, je häufiger seine Augen die Nähe flohen.

„Ist es bald wieder an der Zeit, daß du drei Tage weggehst? Bist du noch immer nicht im Klaren, was der Oberoltiger meint? Ist er wirklich der Stärkere, der hinter dir steht?“

Glanzmann antwortete niemals auf so bösartige Andeutungen, sie aber hässelte weiter: „Vielleicht nimmst du

mich mit? Seit vier Jahren hausen wir im Obermoos und haben noch nie einen Jahrmarkt in der Stadt besucht!“

Anklagen und Vorwürfe aber drehen sich ewig im Kreise, kommen niemals weiter. Glanzmann und sein Weib arbeiteten in aller Hoffnungslosigkeit nebeneinander her und näherten sich nicht, aber auch der Kampf zerriss die heimlichen Bände zwischen ihnen nicht ganz.

Abermals begann indessen eine Dürre, die Täler töteten die Rötiwiler Wiesen von neuem, kühle Nächte vermochten die vorangegangene Hitze nicht zu brechen, wiederum stockten sich mittägliche Wolken ins stählerne Blau. Die Hügel herbsteten mitten im Sommer, aus den Wäldern tönten verdächtig nahe die Spechtrufe, das Hämmern der beutesuchenden Schnäbel, und es kam vor, daß oben in den Weiden über dem Obermoos die Rinder wie von Tollheit befallen gegen die Zäune rannten, eine schwache Stelle durchbrachen und über die Wiesen und Kohlplätze hinab dem Dorf zurasten.

Dann begann auch Glanzmann von neuem sonderbar verwandelt umherzugehen, und aus den Untergründen seiner Gedanken stiegen Gebärden und Reden, die Marianne eifrig beobachtete.

Seine Augen suchten nur noch das Ferne, doch schien es nicht mehr ein unbestimmtes, richtungsloses Suchen zu sein wie in der ersten Dürre. In den Abendstunden saß er nicht oben am Waldsaume, sondern hinter dem Tische, blätterte in der Bibel nach bestimmten Stellen und schien mit sich selbst zu streiten. Marianne rechnete auf ihre Weise genau nach, merkte sich jedes Versäumnis, das er sich zuschulden kommen ließ, jede mißglückte Arbeit und jedes ungewöhnliche Wort aus seinem Munde, vollendete in ihrem Innern Zug um Zug seines verhassten Bildes und überzeugte sich immer schärfer von seinem Zustande, der in ihrem gequälten Gehirn gar nicht mehr vernünftig sein durfte und ihrem Haß seine Gründe geben mußte.

Aber am fünften heißen Tage stand Glanzmann in der frühesten Frühe auf, zog sich, als sei dies lange überlegt, sonntäglich an und verschwand wie ein Schatten in der Morgen-dämmerung. Marianne, die gleich ihm ohne Schlaf gelegen, erhob sich, sobald er gegangen, begann die Tagesarbeit, ging gegen fünf zum Eingraben auf die Wiese und gegen sechs in den Stall, tat alle Arbeit des Mannes, ehe sie den Kindern die Morgensuppe kochte, schalt aber nicht wie gewöhnlich.

„Wo ist der Vater?“ fragte Rosa.

„Frag' ihn, wenn er wiederkommt!“

Das verschüchterte Kind zog sich in sich selbst zurück, Marianne aber rüstete sich wie zu einem wichtigen Gange, setzte den Hut auf und gab den beiden älteren Kindern Anweisung, das Haus zu hüten.

„Rosa, schau' aufs Lüseli, und du, Hans, jagst die Hühner aus dem Garten und achtest, daß die Schweine nicht in den Kohlplatz gehen.“

Die beiden Kinder duckten sich in die eigenen Schultern, als seien sie von den unheimlichen Gedanken, die da zwischen den Wänden brüteten, bedrängt. Sie sahen in den Zügen der Mutter ein Neues, Drohendes, ein entschlossenes Unterfangen nistete darin. Marianne sah ihr banges Zögern und tröstete mit einer aufrüttelnden Zurechtweisung: „In einer halben Stunde bin ich wieder da!“

Und sie ging und kam nach einer halben Stunde zurück, aufrecht, wie sie gegangen, nun aber gefolgt von drei Bauern. Zbinden, der Rote, stand abseits, aber die beiden andern, die der Bäuerin zur Seite gingen, nickten zu jedem ihrer Worte, rechts der Gemeindepräsident Opplicher, der lange Kerl mit dem wippenden Geißbockbart, und links der Kassier, der bucklige, schmaläugige Kahlkopf. „Bis vor einem Jahre ging alles ganz gut, aber in den letzten zwei Monaten ist es immer böser geworden! Und ich sage, es stimmt etwas nicht in seinem Kopf, und die Gemeinde muß zum Rechten sehen, ehe sie die Familie auf den Buckel kriegt!“

Zbinden, der bisher verbissen geschwiegen, sagte plötzlich, und seine ersten lachenden Worte glichen einem leichten Niesen: „He, he, die Gemeinde! Ich sehe nicht ein, was die Gemeinde da zu suchen hat! Glanzmann ist recht!“

„Was?“ fuhr Marianne auf, „bist du nicht der erste gewesen, der von Vogten sprach? Willst du's vielleicht ableugnen? Kommt einmal mit!“

Sie führte die drei in den Holzschuppen. „Da liegt ein Kloster Holz vom letzten Jahre, ungesägt und ungepalten, und erstellt!“ Und sie führte die Gemeindemänner auf die Heubühne: „Seht, da hängt das Heu vom Stock halb in die Tenne hinunter. Früher hat er's abgeschrotet! Und seht da! Die Wagen hat er abgeleitert, aber Räder und Leitern liegen durcheinander, und die Roggenernte steht vor der Tür!“ Und sie führte die Zeugen weiter in den Schweinstall: „Hier wären Bohlenböden nötig, aber wo sind sie? Die Schweine liegen im Schmutz!“

Und sie wies unter die Einfahrt auf den alten hölzernen Brunnenstock: „Das halbe Wasser rinnt auf der Seite heraus statt durch die Röhre, dabei haben wir im Sommer Wasser, dünner als ein Geißelzwid!“

Und sie wies mit Hohnlachen auf den Holzpflock an der Scheunenwand: „Dafür reinigt er Räste und Haken mit Wasser und Bürste und trocknet die Zinken ab, damit sie nicht rosten sollen. Fehlt nur noch, daß er sie einfettet!“

Darnach kam sie in den Rosstall: „Seht den magern Gaul an! Hier fehlt's nicht am Heu, hier müßte gestriegelt und gebürstet werden!“ Und gleich darauf endete sie den Rundgang im Viehstall: „Unter den sieben Kühen sind mindestens vier, die aus dem Spiel müßten. Er aber behält sie, und wenn sie so alt sind wie Methusalem!“

„So bös steht es eigentlich nicht“, sagte wiederum mit unverhohlener Teufelsucht im Gesicht der rote Bruder Zbinden. „Seit Jahr und Tag hat der Obermooser jeden Sommer ein gutes Gereise eingerichtet, immer im Sommer Milchföhre besessen und nicht im Winter! Und daß er im Herbst Vieh und im Frühjahr Heu gekauft hätte wie die und jene, davon weiß niemand!“

Marianne warf ihm einen finsternen Blick zu, für die andern kaum bemerkbar. „Ja, ihr Männer“, sagte sie, „mein Bruder meint immer, es sei nicht so schlimm, es werde besser kommen. Und ich hoffte auch, gewiß wie ein kranker Mensch auf die Sonne. Aber was sagt ihr, du, Opplicher, Gemeindepräsident, und du, Kassier!“

Der kahlköpfige Kassier wiegte bedächtig die kieselharte Stirn: „Ich meine, so wie auf dem Obermoos sieht es am Ende allerenden überall aus, wo der Bauer mit der Familie die Sache allein erschuftet und keine Dienste halten kann oder will! Aber ich denke, Marianne würde sich bedanken, wenn Knecht oder Magd ins Haus kämen!“

Der Gemeindepräsident umklammerte den Bart und würgte zwischen den larvenhaften Lippen hervor: „Ich komme in Häuser hinein, die mancher andere nur von außen sieht! Und es wäre gut, wenn es überall so gut aussähe wie hier! Schaut doch nur sein Land an! Und die Hoffstatt! Nicht jeder hält seine Bäume so sauber!“

Marianne gab ihr Spiel nicht verloren. „Mit dem Bäumekrazen und Heruntersägen ist es nicht getan. Der Umgrabkarst gibt die Regel an! Ich red' zur rechten Zeit, und wenn es schief kommt, werdet ihr die Sache ausfressen. Dafür hab' ich euch hergeholt, damit ihr Zeugen seiet!“

Opplicher mederte in seinen Bockbart: „He, ja, wir haben in jede Ecke hineingeschaut und nichts Verdächtiges gefunden!“ Seine Auglein blinzelten den beiden andern

zu, Marianne aber erhobte sich und schrie die drei an: „Nein, jede Ede habt ihr nicht gesehen! Kommt einmal in die Stube und seht an, was der Bauer treibt!“

Sie hastete voran, zögernd kamen die Männer nach, und wie sie über die Schwelle traten, hielt ihnen Marianne schon die alte Bibel mit den Holzdedeln offen entgegen: „Schaut doch, lest doch, was er anstreicht und was er hinzuschreibt!“

„Ich kann nicht lesen“, sagte Zbinden, und der Präsident: „Ich habe die Brille nicht bei mir!“ Der Kassier aber erbarmte sich der zornigen Frau und las alle Sprüche herunter, die Marianne auffschlug. „Alle Dinge müssen zum besten dienen denen, die Gott lieben!“ Glanzmann hatte hinzugeschrieben: „Alle Dinge werden zum Fluch denen, die Gott vergessen, so auch alle Weisheit und Erfindung des Geistes!“ Und weiter stand angestrichen: „Und es fiel Feuer vom Himmel und verzehrte die Rote Korah!“ Dazu hatte Glanzmann geschrieben: „Sollen wir das Feuer des Himmels aufhalten und das Gericht verhindern? Das Feuer ist nicht nur Segen und Fruchtung, es ist auch Gericht!“

„Was sagt ihr dazu?“ eiferte die Frau. „Doch seht hier!“ Glanzmann hatte dreifach angestrichen: „Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?“ Ein Zettel lag daneben, darauf stand: „Du gibst uns, Gott, die Gabe, uns zu schützen vor dem Uebel, du hilfst uns, und wir werden nicht verzehrt von dem Feuer. Aber du bist gnädig und schickst uns das Böse, wenn es nützlich ist zu unserer Seelen Seligkeit. Und aus deinen Händen wollen wir alles annehmen!“

„Ja, nun sagt, ist der Mann richtig im Kopf“, sagte sie mit düsteren Augen. Der Präsident mederte wie stets: „Ja, was soll man dazu sagen! Ein jeder Christenmensch schreibt in seine Bibel!“ Und der Kassier kraute den Kahlkopf: „Ich sag's ja, Glanzmann hat einen Kopf wie ein Bauernhaus! Da geht viel hinein!“

Zbinden allein stand daneben und lächelte in seiner Bosheit; jede seiner Mienen gönnte der geschlagenen Schwester die Niederlage; ebenso hämisch gebärdete sich der Bockbart. Nur der Kassier fühlte ein menschliches Rühren und fragte, als ob er's nicht länger wüste: „Wo bleibt denn er selbst, der Bauer?“ Und als Marianne die Schultern leidenschaftlich hob und die Hände in die vier Winde hinwarf, und, ohne Antwort zu geben, die Bibel unter die Deckenbank schmetterte, nahm er sein bedenklichstes Gesicht hervor und nickte ihr zu: „Bei so schönem Wetter in der Welt herumzustreichen, ist bei Gott nicht gut!“

„Also, was wollt ihr nun tun?“ drängte Marianne.

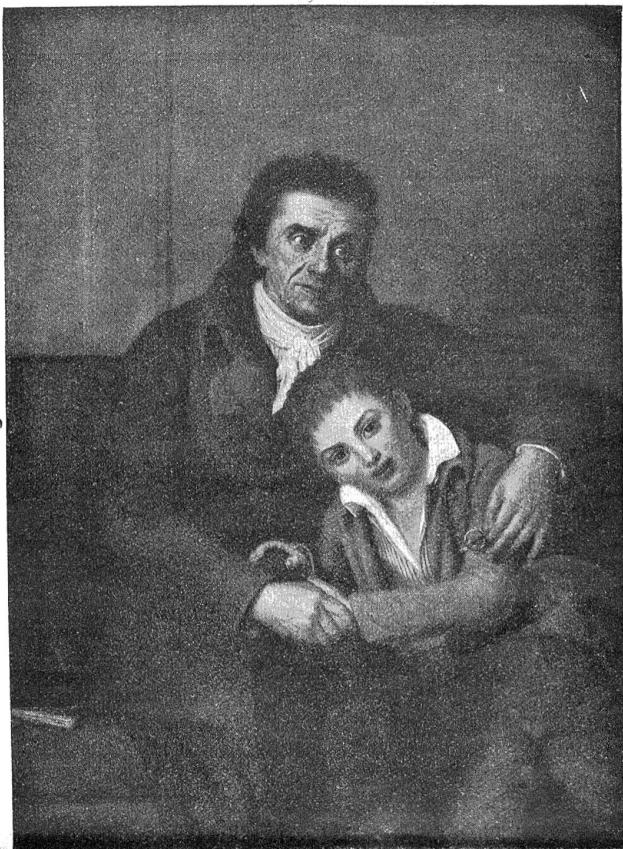
„Tun? Etwas tun? Dazu haben wir kein Recht!“

Und alle drei zuckten die Achseln. Nein, sie wollten und konnten nichts tun, jeder hatte seine eigene Arbeit, dachte an sein Tagewerk! Und die drei Gemeindemänner gingen, und hinter der zugefallenen Tür saß die Bäuerin und biss sich die Lippen blutig.

6.

Abends, als die Kinder noch auf der Ofenbank saßen und sich gegenseitig halfen, die Kleidchen auszuziehen, erschien Samuel Glanzmann in der Stubentür, doch nicht allein, sondern begleitet von einem Fremden, der ihn fast um Haupteslänge überragte. Marianne stand am Tisch und

packte die Tassen in einen Korb. Sie hörte den Gruß der Männer und fuhr erschrocken herum.



Heinrich Pestalozzi mit seinem Enkel.

Der lange Fremde bückte sich noch außerhalb der Schwelle und sah dabei aus kalten glänzenden Augen lebhaft über die abendliche Unordnung. Mit diesem einen glänzenden Blick schien er alles zu umfassen und zu verstehen, nicht nur die halbnackten Kinder, nicht nur die fahlen Fenster und Wände und den schmucklosen Möbelstand, sondern auch die gequälte Frau mitsamt ihren Sorgen und Leidenschaften.

„Guten Abend und Glück ins Haus“, sprach er und richtete sich innerhalb der Schwelle wieder vollends auf! Glanzmann verschwand neben ihm wie ein armloser Junge. Marianne duckte sich vor solcher Höhe zusammen wie in leiser Furcht, und ihre Augen machten ihn von der Stirn bis zu den Füßen. Glanzmann trat näher und sagte: „Das ist meine Frau! Und dies ist der Vogt von Oberoltigen!“ Aber es schien, als ob keines der beiden seine Worte hörte, so scharf machten sich ihre Blicke. Nur einen Augenblick lang, aber deutlich fühlbar für Glanzmann, der ins Leere sprach.

Vogt zog seine Hand aus der Brusttasche des weinroten Samtkrozes und bot sie offen und nachdrücklich; die sonst so angriffige Bäuerin aber legte kaum die Finger in diese offene Hand, wie ein Kind, das sich fürchtet, eine Flamme zu berühren. Vogt lächelte leise, verachtete Glanzmann, indem er in seiner ganzen Breite vor ihm mitten in die Stube trat, löste sein breites, rotwollenes Halstuch von dem starken Halse. Wie ein Baum wuchs dieser Hals aus der weißen Spikenkrause, und stark geformt erschienen Kiefer und Ohr, Zeichen ungebrochener Stärke.

Das wissende Lächeln aber, das die Lippen spitzig in den starken Bart hineinführte, erschien noch gefährlicher, wenn die weiße Linie um die Lippen aufblinlte.

(Fortsetzung folgt.)

Pestalozzi.

Bilder und Gedanken.

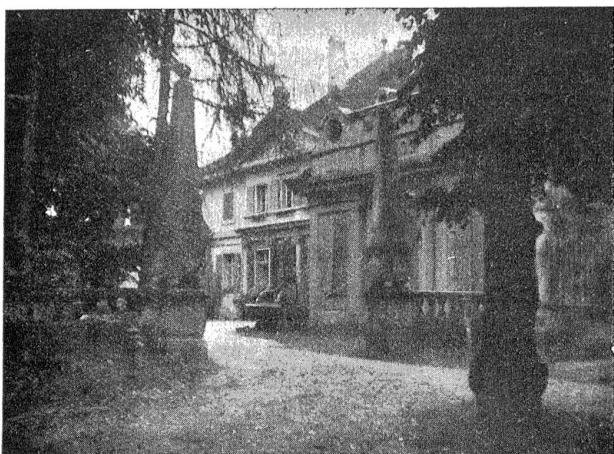
Man zählt um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Durch Nacht und Sturm flüchten eine Schar verumunter Gestalten auf unwegsamen Pfaden von Chiavenna dem Splügenpass zu. Lautlos geht die Fahrt. Das stille Weinen der Frauen, das mühselige Reuchen der Männer, die auf ihrem Rücken kleine Bündel tragen, in der Haft zusammengegraffte Habseligkeiten, schlägt der Wind an die grauen Felsen. Wer angstvoll und doch sehnüchtig talwärts blickt, erblickt drunten in der ennetburgischen Herrschaft Cläven riesige Fackeln, die den Himmel und die jagenden Wolken röten. Es sind die brennenden Häuser und Höfe der Neugläubigen; mit Feuer und Schwert reinigt man das Tal von den Reckern, Chiavenna erlebt seine Bartholomäusnacht.

Nicht die schlechtesten Bürger sind es, die dem Morden und Sengen durch die Flucht zu entrinnen suchen. Leute von gutem und angesehenem Geschlechte befinden sich darunter, die Orelli, die Gagliardi, die Pestalozzi. Tonio Pestalozzi, auch er will sich nach dem gastfreundlichen Zürich durchschlagen. Durch Fleiß, Ehrsamkeit und Arbeits tüchtigkeit möchte er sich dort ein neues Leben zimmern. Ob er wohl ahnt, daß sein Geschlecht, das er durch seine eilige Flucht vor dem Untergange bewahrt, dazu bestimmt ist, zwei Jahrhunderte später der Welt einen Feuergeist zu schenken, dessen Ideen ebenso wichtig waren wie die eines Zwingli, Calvin und Luther, um deren willen er sein Leben aufs Spiel gesetzt hat?

Wie sollte er auch an solcherlei denken! Born entsteht ein Gemurmel. Man hat die Bachhöhe erreicht. Erleichtert atmet man auf und wirft einen letzten Blick nach der Heimat, in deren Boden rotes, warmes Bruderblut sidert...

Unsere Zeit. Man kämpft nicht mehr mit dem Schwerte um Ideen. Man mordet sich um eitle irdische Güter, großzügig tut man es mit allen technischen und chemischen Errungenheiten, die den Stolz des Zeitalters bedeuten. Der Krieg ist der Maßstab der Erfindungen aller Art: was ihm dient, gilt — was ihm nicht dient, bleibt unbeachtet...

Die Idealisten sind dünn gesät. Wir reden viel von Menschlichkeit, weil wir sie nicht mehr besitzen. Wie sollten wir sonst über sie reden müssen?



Das Landgut Tschiffeli bei Kirchberg.

Wir zehren von den Ideen der Vergangenen. Und wo sie der Staat oder die herrschende Gemeinschaft als „ge-

fährlich“ betrachten, verwendet man viel bessere Mittel, sie unschädlich zu machen, als Feuer und Schwert: man zapft sie in Paragraphen ab und lässt sie darin eintrocknen. Solches verstand das sechzehnte Jahrhundert noch nicht. Man war robuster und — ehrlicher. Heute jubelt man den Geistes heroen zu, deren Gedankengänge man mißversteht, umgedeutet und seinen Bedürfnissen entsprechend angepaßt hat.

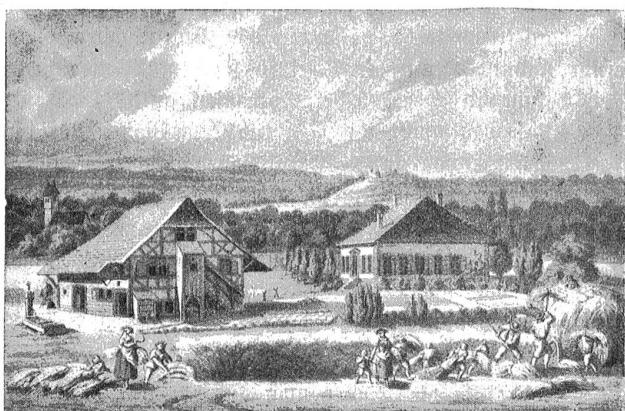
Wir feiern heute Heinrich Pestalozzi, es werden am 17. Februar hundert Jahre verflossen sein, seit er die Augen schloß. Aber was wissen wir von ihm? Wir haben vielleicht einige seiner Schriften gelesen, man versichert uns, daß er der Vater unserer Volksschulen sei, wir sehen sein Bild in den Schulstuben hängen und hören, daß er alles für die Armen opferte, in Stans, Burgdorf und Nyon.

Wenn wir uns jedoch die Mühe nicht ersparen, tiefer in sein Werk einzudringen, seine uns heute oft barock vor kommenden Weitschweifigkeiten übergehen und seine Grundidee ins Auge fassen, als dann müssen wir bekennen: Heinrich Pestalozzi war mehr als nur ein Wohltäter der Armen, mehr als nur ein genialer Schulmeister, der nun einmal in Gottesnamen seine Gedanken und sein Wollen völlig in die rauhe Realität umsetzen konnte, weil er ein Träumer, Phantast und kein Rechner und Berechnner war — Pestalozzi war ein Revolutionär!

Er war es so gut wie jener andere Zürcher, um dessen willen einst jener Tonio von Chiavenna in die Stadt an der Limmat flüchtete, wie der Reformator Huldreich Zwingli. Dieser starb als Held für seine gute Sache, aber er wußte: trotz der Niederlage mußte sie siegen! So war er noch im Tode getrost und ruhig.

Um ein Jahrhundert später schenkte unser Land der Welt den „Vater der großen Revolution“, Jean Jacques Rousseau. Als er sein wandermüdes Haupt zum Sterben neigte, war er wohl erbittert, arm, einsam. Aber er konnte sich nicht verhehlen, daß draußen im bedrängten und ausgehungerten Volke seine Ideen lebendig waren, und daß der Tag kommen mußte, da sie zur Tat wurden, und daß dieser Tag nicht allzu ferne mehr war.

Heinrich Pestalozzi starb als Einsamer, gebrochen von der letzten schändbaren und ungeheuerlichen Polemik gegen sein Lebenswerk. Und doch hatte er bis zu seinem letzten Atemzug nie an der Güte, Rechtschaffenheit und Richtigkeit dessen gezweifelt, was er immer eifrig sich bemühend erstrebt hatte. Als Greis trug er ein ebenso revolutionäres Herz in seiner Brust, wie als Jüngling, wo er seine Pfeife rauchend, von der Meisenzinne aus zusah, wie von Henkershand auf Anordnung der Regierung das „Bauerngespräch“ öffentlich verbrannt wurde — eine Flugschrift, die seinem Freundeskreise zur „Gerwe“ entsprungen war und die Patriizer aufrütteln wollte, damit sie mit der Landbevölkerung menschlicher verfare.



Der Neuhof bei Birr.

Damals beherrschte ihn nur der dunkle Drang zu helfen, wo Not war und Elend herrschte, aber schon ahnte er, daß